Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Sprache und Religion
Autor: Schwyzer, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749502

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SPRACHE UND RELIGION

Während der gewaltige Korse über die weiten Ebenen Russlands dem Ende seiner Weltherrschaft entgegenzog, pochte an die Tore der französischen Hauptstadt ein Eroberer ganz anderer Art: im Herbste des Jahres 1812 vertauschte der junge Franz Bopp seine heimische Universität Aschaffenburg mit Paris, damals und noch lange der Hochburg orientalischer Studien. Er fand hier Größeres als er gesucht hatte: er wurde der Begründer der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung. Diese junge Wissenschaft hatte kaum begonnen, in ein annehmbares Verhältnis zu ihren älteren Schwestern zu kommen, als sich, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, eine neue vielversprechende Disziplin von ihr ablöste, die vergleichende Mythologie. Von der Sprache erhoffte man nicht nur überhaupt die Erschließung der primitiven Kultur der Vorfahren, sondern auch insbesondere die Lösung der Rätsel der Mythologie. Es genügte, die Etymologie eines Götternamens zu finden, und das Wesen des Gottes lag klar am Tage. Diese Methode der Mythenforschung, die aus der Sprache alles entstanden sein ließ, ist noch mehr als durch Adalbert Kuhns Forschungen durch die gemeinverständlichen Bücher Max Müllers, des bekannten Sanskritgelehrten, in weitere Kreise getragen worden. Noch heute ist es ein Gebot der Dankbarkeit, anzuerkennen, dass dadurch das Interesse an der vergleichenden Sprachforschung mächtig gefördert wurde; wer dies bedenkt, wird die unbestreitbaren Verirrungen der vergleichenden Mythologie vielleicht gelinder beurteilen, als dies jetzt gemeinhin wissenschaftliche Gepflogenheit ist. Denn heutzutage hat die vergleichende Mythologie alten Stils nicht nur bei den Vertretern der Einzelphilologien, sondern auch bei ihren berufenen Hütern, den vergleichenden Sprachforschern, den Kredit gründlich verloren: um ein modernes oder wieder modern gewordenes wissenschaftliches Schlagwort zu gebrauchen: die Sachen haben in der indogermanischen Mythologie oder besser in der indogermanischen Religionsgeschichte schon längst über die Wörter triumphiert. Vielleicht aber auch hier nicht ganz mit Recht. So wenig man den Einfluss der Sprache auf die Entwicklung philosophischer Begriffe leugnen kann — für Mauthner, den leidenschaftlichen Kritiker der Sprache, ist sogar „die Ge-

schichte des menschlichen Denkens, auch des höchsten, nur Geschichte der Sprache" — so wenig darf die Sprache als ganz nebensächlich für die Entwicklung und Geschichte religiöser Vorstellungen behandelt werden.

Doch betreten wir damit ein umstrittenes Gebiet, auf dem sich zudem die Diskussion bald in etymologische Einzelfragen verliert. Wir können es uns ersparen, darauf einzugehen, wenn wir bedenken, dass die Beziehungen zwischen Sprache und Religion noch eine andere Seite haben: nicht vom Einfluss der Sprache auf die Religion, nicht von der Wichtigkeit der Sprachgeschichte für die Religionsgeschichte, die viele sehr gering anschlagen, möchte ich handeln, sondern umgekehrt vom Einfluss der Religion auf die Sprache, von der Wichtigkeit der Religionsgeschichte für die Sprachgeschichte, die beide augenfällig sind.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft gibt in einem bescheidenen Heftchen ein Verzeichnis der Hunderte von Sprachen, in welche die Bibel übersetzt ist. In nicht wenigen Fällen werden diese Übersetzungen der Bibel oder einzelner Teile derselben die einzige gedruckte Literatur der betreffenden Sprachen bilden; die Übersetzer mussten in sehr vielen Fällen erst ein Schriftidiom sich schaffen — keineswegs eine ganz einfache Aufgabe, wie jeder Dialektschriftsteller bestätigen wird. Vielleicht keines dieser neu geschaffenen Schriftidiome hat eine Zukunft; nicht auf dem Boden des Volkstums sind sie erwachsen, sondern Treibhausprodukte fremder Gärtner; manch einer wird nur ein spöttisches Lächeln übrig haben für die Versuche, den Irokesen und andern Indianerstämmen oder den Kamerunnegern eine Schriftsprache zu schenken. Und doch hat, was die Glaubensboten von heute für die Wilden von heute tun, vor mehr als 1500 Jahren ein Gotenbischof für sein Volk geleistet, und diese Tat wird mit Recht gefeiert. Die Schöpfung einer gotischen Schriftsprache aus dem Bedürfnis der Evangelisation heraus steht nicht allein: eine lange Reihe von europäischen Sprachen verdankt ihren Aufstieg in die literarische Sphäre der gleichen Not, und wenn wir die Grenzen Europas überschreiten, so finden wir noch ein starkes Kontingent von Literatursprachen, die ursprünglich Missionssprachen waren. Und auch wo von einer Bekehrung keine Rede ist, geht nicht ganz selten die äußere Ge-

schichte der Sprache auf weite oder weniger weite Strecken mit der Religionsgeschichte zusammen.

Nur im Vorbeiweg sei erinnert an die Sprache, die für uns die typische heilige Sprache des Altertums ist, an die hebräische; denn im allgemeinen möchte ich die Beispiele dem indogermanischen Gebiet entnehmen, ohne jedoch dessen Grenzen ängstlich zu beobachten; dies um so weniger, als die indogermanische Sprachwissenschaft — weder die allgemeine noch die einzelsprachliche Forschung — ohnehin solcher Übergriffe nicht entraten kann, sogar wenn sie den Hypothesen von indogermanisch-semitischer oder indogermanisch-uralaltaiischer oder indogermanisch-kaukasischer Sprachverwandtschaft mit dem gebotenen Misstrauen begegnet. Wir finden denn auch auf indogermanischem Boden der Beispiele genug.

Bei den indogermanischen Indern steht die Sprache Jahrhunderte im Dienste der Religion, die auch die vorhandenen Ansätze zu weltlicher Literatur sich dienstbar gemacht hat; von der Religion geht jene indische Grammatik aus, durch deren Kreuzung mit der griechischen die moderne Sprachwissenschaft entsteht; in Iran sind aus älterer Zeit neben einer Anzahl staatlicher und weniger privater Dokumente allein Denkmäler der Kirchensprache erhalten. Nur in Griechenland und Italien hat sich die Literatursprache frei von religiöser Gebundenheit entwickelt. Denn alle bisher noch nicht berührten indogermanischen Sprachen sind durch das Christentum hindurchgegangen.

Schon eine Äußerlichkeit, die freilich nicht so ganz unwichtig ist, kann dies beweisen. Auch im Zeitalter des Phonographen und der Stenographie hat die altväterische Schrift ihre Bedeutung nicht verloren. Auch heute noch hätte das Wort: „Sage mir, wie du schreibst und ich will dir sagen, welchem religiösen Bekenntnis du angehörst“, ungefähr seine Richtigkeit, wenigstens für den Teil der Menschheit, der es überhaupt zu einer Schrift gebracht hat. Die straffste Organisation zeigt darin der Islam: so weit das muhammedanische Bekenntnis reicht, so weit herrscht die arabische Schrift; sie wird nicht nur für das Arabische, dem die Konsonantenschrift adaequat ist, gebraucht, sondern auch für Sprachen andern Baues, für die sie teilweise höchst unbequem ist, wie für die Sprachen der Bekenner des Propheten in Persien und Indien,

für die islamitischen Türksprachen, für das Malaiische. Sie reicht aber auch nicht über das muhammedanische Gebiet hinaus. Viel weniger einheitlich ist das Bild, das die beiden andern Weltreligionen bieten, der Buddhismus und das Christentum. Jener hat freilich indische Schrift nach Hinterindien und Tibet gebracht, aber nicht nach den ebenso wichtigen Missionsgebieten China und Japan.

Die Christenwelt ist nach der Schrift in zwei Lager gespalten, wenn man von singulären Erscheinungen wie der altsyrischen und der abessinischen Schrift absieht. Es ist der gleiche Gegensatz, der uns in einem bekannten Sprichwort entgegentritt: im Deutschen, aber auch im Französischen und Spanischen, im Dänischen, im Polnischen und Böhmischen, ja noch im Slovenischen kommt man mit Fragen nach Rom, im Serbischen und Griechischen aber nach Carigrad oder Stimboli, also nach Konstantinopel. Mit der griechischen Kirche ist das griechische Alphabet verbunden, auf dem eine Reihe slavischer und orientalischer beruhen; der katholische Westen und was einst dazu gehörte, bildet die Domäne des lateinischen Alphabetes. Die Scheidung erleidet fast keine Ausnahme; wenn die orthodoxen Rumänen lateinisch schreiben, liegt ein junger, bewusster Bruch mit ihrer slavischen Schrifttradition vor, und wenn die slavisch schreibenden Ruthenen mit der römisch-katholischen Kirche uniert sind, so handelt es sich um einen wenig älteren Bruch mit der Glaubenstradition. Die konfessionelle Schriftgrenze kann sogar trennen, was sprachlich als Einheit gelten muss: die gleiche Sprache erscheint bei den katholischen Kroaten in lateinischem, bei den orthodoxen Serben in griechisch-slavischem Gewande, ein Zwiespalt, der im Albanesischen wiederkehrt. Erst in neuester Zeit wird das lateinische Alphabet etwa auch für nicht-christliche Sprachen gebraucht, aber meist von Europäern und zu Missionszwecken: das kühne Vorgehen der Japaner steht allein.

Es braucht kaum gesagt zu werden, dass die Ausbreitung der indischen, arabischen, griechischen, lateinischen Schrift nur ein Abbild der Ausbreitung der großen Religionen ist. Sie brachten aber noch anderes mit als nur das Kleid der Sprache. So bedauerlich es dem heutigen Linguisten scheinen mag, im Römerreich war der Sieg der beiden Kultursprachen entschieden; nur

im engsten Kreise erhielt sich, was nicht griechisch und nicht lateinisch war. Und wo es gar eine wirkliche, eine geschriebene anderssprachige Literatur gab, war sie auch am Orte selbst ohne große Bedeutung. Dies änderte sich alles durch die Ausbreitung des Christentums. Selbst in der Geschichte der griechischen und lateinischen Schriftsprache mit ihrer jahrhundertelangen Vergangenheit macht das Christentum Epoche: das Wort Christi konnte dem Volke nicht in der verfeinerten Sprache der Bildung, es musste ihm in volkstümlicher Rede nahegebracht werden: die griechische wie die lateinische Bibel sind im ganzen die großen Denkmäler der literarisch verwendeten Volkssprache. Sie genügten aber nicht allen Völkern in und an den Reichsgrenzen; noch nicht alle waren genügend hellenisiert oder latinisiert. Die Mission musste in ihren eigenen Sprachen zu ihnen sprechen. Es war erfreulich, wenn sie schon eine Schriftsprache vorfand, wie bei den Aramäern oder Syrern, deren Literatur erst durch das Christentum vom dritten Jahrhundert ab ihre Bedeutung erlangte. Gewöhnlich schuf die Mission Literatursprache und Schrift aus dem Rohen, so bei den Kopten in Ägypten und später bei den Abessiniern, so im vierten Jahrhundert bei den nächsten Nachbarn der semitischen Aramäer, den indogermanischen Armeniern, von denen wieder die kaukasischen Georgier mit dem Christentum eine eigene Literatursprache erhielten, die einzige kaukasische. Die gotische Bibelübersetzung habe ich schon erwähnt: auch sie gehört zu den Erfolgen der griechischen Mission. Unter römisch-christlichem Einfluß, seit dem vierten Jahrhundert, ersteht auf Irland eine Literatursprache; christlich ist die literarische Prosa, vielfach auch die Poesie der west- und nordgermanischen Sprachen. Der slavische Osten, lange umworben und auch wohl den Glauben mit der Politik in Einklang bringend, gravitiert schließlich in der Hauptsache nach Byzanz: griechische Mönche schaffen die orthodoxe slavische Kirchensprache. Nur die Westfront der Slaven von der Weichsel über Böhmen zur Adria fällt an Rom, das sich auch die aus dem ferneren Osten gekommenen Magyaren zu sichern weiß. Auch im Westen stehen überall so gut wie im Osten unter den ältesten prosaischen Texten der einzelnen Sprachen die religiösen im Vordergrunde, und doch besteht ein wichtiger Unterschied: im Osten wurde die Bibel überall übersetzt, im

Westen nur teilweise. Die Herrschaft der Kirchensprache des Westens war straffer als die des Griechischen im Osten, wo die Verknüpfung der Kirche mit der staatlichen Macht von Byzanz einer unbedingten Herrschaft der Sprache geradezu im Wege stand. Im Osten hat die kirchliche Entwicklung die nationale Literatursprache begünstigt: das Griechische war bald mehr anerkannt als bekannt; im Westen gab die Kirche wohl den Anstoß, aber es waren vorab auf romanischem Gebiet meist andere Mächte, welche die Volkssprachen an Stelle des Lateins in die Literatur, insbesondere in die prosaische, gelangen ließen.

Dies gilt jedoch nicht von den Reformbewegungen in der Kirche des Westens, die im Gegenteil darauf ausgehen, durch volkstümliche Sprache auf die Massen zu wirken. Den Anteil, den Johannes Hus an der Geschichte der böhmischen Sprache hat, hat vor kurzem der Slavist Murko einem weitern Kreise von Gelehrten vermittelt; es ist von allgemeinerem Interesse, dass eine Reihe von Hilfszeichen der modernen Linguistik, welche den westslavischen Sprachen entnommen sind, auf den böhmischen Reformator zurückgehen. Die Bedeutsamkeit der Lutherschen Bibelübersetzung für die deutsche Schriftsprache ist über jeden Vergleich erhaben; nur darf doch gesagt werden, dass die Reformation auch auf andere Sprachen Wirkungen ausübte, die, wenn auch nicht dem Grade, so doch der Art nach ähnlich sind. In der Geschichte fast aller germanischen Schriftsprachen, in den Niederlanden wie in Skandinavien, nehmen Bibelübersetzungen aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert eine ehrenvolle Stellung ein, zum Unterschied von England und fast allen romanischen Ländern. Die germanische Botschaft der Reformation weckt schlummernde keltische und romanische Idiome, das Gälische Hochschottlands, in Graubünden das Rätische, fern an der untersten Donau das Rumänische. Fast alle Quellen des Altpreußischen, sowie die ältesten Denkmäler des Litauischen und Lettischen, ja auch, jenseits der indogermanischen Grenzpfähle, des Esthnischen und Finnischen sind Katechismen und ähnliche Schriften, die seit dem sechzehnten Jahrhundert der protestantischen Mission an der baltischen Küste dienten. Die Reformation brachte auch den Slovenen in Kärnten und Krain eine bescheidene Fortsetzung ihres jahrhundertelang unterbrochenen dürftigen nationalen Schrifttums:

die Gegenreformation hat bei den Slovenen wie bei den Böhmen auch die Volkssprache in ihre Schranken zurückgewiesen und die Sprachenkämpfe auf spätere Zeiten vertagt.

Nicht dass die katholische Kirche die literarische Volkssprache auf der ganzen Linie geschlossen bekämpft hätte; sie stellte den protestantischen Bibeln katholische gegenüber, die sprachgeschichtlich ohne tiefere Wirkungen blieben; katholische Sendboten haben in Abessinien die amharische Volkssprache gegen die alte heilige Sprache des Landes ausgespielt und der *congregatio de propaganda fide* wird das erste Buch in albanesischer Sprache verdankt. Immerhin, wo nicht besondere Beweggründe es verbieten, bleibt die katholische Kirche ihrer universellen Tendenz auch in Sprachfragen treu: die katholische Geistlichkeit ist in neuerer Zeit nicht minder energisch in Irland für das protestantische Englisch als in der Bretagne für das katholische Französisch eingetreten, und, wie wieder der Keltologe Zimmer urteilt, die wesentlich katholischen Kelten (die Iren und Bretonen) beweisen in der Diaspora eine viel geringere sprachliche Widerstandskraft als die wesentlich protestantischen Kelten (die Kymren und Hochschotten). Es gilt freilich auch hier, vor einer allgemeinen Theorie sich zu hüten. Bei den Kymren hat die Reformation aus besonderen Gründen gerade der Anglisierung Vorschub geleistet; erst von 1730 ab hat die methodistische Bewegung in Wales der nationalen Sprache neue Lebenskraft eingehaucht und nun freilich wieder aus einer Bibelsprache eine Literatursprache geschaffen — der jüngste Vorgang dieser Art in Europa. Der protestantische Gottesdienst trägt sogar mehr als der katholische dazu bei, die Mundarten den Schriftsprachen anzunähern, hier in der Wirkung sich mit dem griechischen Kultus treffend. Noch um 1850 hat die katholische Konfession den slovakischen Dialekt des Böhmischen zu einer besondern Schriftsprache erhoben, indem den slovakischen Katholiken die böhmische Kirchensprache der slovakischen Protestanten verdächtig vorkam. Auch bei dem kleinen slavischen Volke der Sorben in der Lausitz hat die konfessionelle Spaltung die Notwendigkeit zweier Schriftsprachen ergeben. Sprache und Religion sind hier Eins wie nach griechischer und türkischer Anschauung: wer Persisch lernt, verliert wenigstens die Hälfte des Glaubens, meint der Alttürke, und eine neugriechi-

sche Volkssage kündet die Wahrheit: wer die griechische Sprache verliert, verliert auch den griechischen Glauben.

So ist vielfach die Geschichte der Religion in gewissem Sinne entscheidend geworden für die Geschichte der Sprache. Aber doch nur für die äußere Geschichte einiger Literatursprachen, mag eingewendet werden. Als ob dies so wenig zu bedeuten hätte! Wenig oder nichts könnte es nur sein für eine Richtung der Sprachwissenschaft, welche neben der Naturseite der Sprache ihre Kulturseite, neben der sozialen Seite die individuelle völlig vernachlässigte. Wenn auch praktisch oft noch die Arbeitsteilung zwischen Philologie und Linguistik bestehen bleiben wird, in der Theorie darf diese ausschließlich linguistische Richtung heutzutage als überwunden gelten: ich kann es nicht billigen, wenn eine Autorität wie Meyer-Lübke eine Anzahl der interessantesten Aufgaben der Sprachwissenschaft zu Nebenaufgaben der Literaturgeschichte stempelt, und gehe hier vielmehr einig mit dem „altertumswissenschaftlichen" Methodiker der Sprachgeschichte, Alfred Gercke.

Am deutlichsten zeigt sich der Wandel der Anschauungen in der Etymologie: hier genügt nicht mehr allein die lautliche Möglichkeit, man verlangt jetzt als Vorbedingung Biographien von Wörtern und Wortfamilien oder Bedeutungsgruppen, will in jedem Falle neben den Wörtern die Sachen hören. Doch müsste schon die rein linguistische Betrachtung einen gewissen Einfluss der Religion auf den Sprachstoff selbst anerkennen, wenn er auch hinter dem Einfluss auf die äußern Lebensbedingungen zurücksteht: er ist am deutlichsten im Wortschatz, ohne sonst völlig zu fehlen.

Jedes Volk, auf welcher Stufe religiöser Entwicklung es stehen mag, hat in seiner Sprache auch eine religiöse Terminologie: Wörter der gewöhnlichen Sprache werden teilweise oder auch völlig in die religiöse Sphäre gezogen, und dieser Vorgang wird besonders häufig sein, wenn eine ständisch geschlossene Priesterschaft auftritt, in deren Besitz heilige Worte oder Bücher sich finden. Bestimmte Ausdrücke für die göttlichen Mächte und ihre irdischen Vertreter, die Opfer und ihre Requisiten finden sich überall. So gut wie der Jäger, der Fischer, der Seefahrer, der Handwerker hat auch der Priester seine Standessprache; sie ist aber wichtiger als andere, nicht nur, weil sie der ältesten eine

ist, sondern auch, weil die Gesamtheit des Volkes mit ihr in Berührung kommt. Ein kleiner Teil der religiösen Terminologie der indogermanischen Sprachen ist sogar uralt und gemeinsamer Urbesitz; zahlreichere und wichtigere Zusammenhänge zeigen freilich auch hier nur die Sprachen Indiens und Irans. Aber der Einfluss religiöser Vorstellungen beschränkt sich in der Vorzeit nicht auf religiöse Termini; wir finden ihn, wo wir ihn nicht vermuten würden. Die Frage nach den Gründen für die lexikalischen Veränderungen der Sprache hat in neuerer Zeit besonders durch die Forschungen Gilliérons und seiner Schule ein erhöhtes Interesse gewonnen; auch die indogermanische Wortforschung beginnt die neuen Ergebnisse sich anzueignen. Freilich muss der Indogermanist noch mit andern Faktoren rechnen als der Romanist: einer davon geht uns hier besonders an. Weit verbreitet ist bei den Völkern die Sitte, die man mit einem polynesischen Worte als Tabu bezeichnet; aus religiösen Gründen kann der Gebrauch bestimmter Wörter verboten werden; es ist im Grunde nichts anderes, wenn die Israeliten den Namen Jahwes auszusprechen sich scheuen. So weit wie etwa bei den Völkern der Südsee geht die Entwicklung bei den Indogermanen nicht, aber dass auch hier religiöse Scheu den Nichtgebrauch und damit den Untergang einzelner Wörter zur Folge haben konnte, ist eine der anregenden Beobachtungen des hervorragenden französischen Sprachforschers Meillet, die von dem Slavisten Brückner und von Meringer aufgegriffen worden ist. So erklärt es sich zum Beispiel, wenn an Stelle des indogermanischen Wortes für den Bären, das hinter der von Indien bis Irland reichenden Gleichung *ṛkṣa*, *ἄρκτος*, *ursus*, *art* stehen muss, im Bärenlande der Slaven der eigentümliche Name *medvěd* „Honigesser" erscheint. Wie die Griechen das Schrecknis der Erinnyen hinter dem freundlichen Namen der Eumeniden bergen, scheuten sich die Slaven, aber auch die Balten und Germanen, den furchtbaren König der Wälder mit seinem richtigen Namen zu nennen. Der ausgesprochene Name schon ist mächtig genug, das Wesen selbst herbeizulocken. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

Viel schärfer lässt sich jedoch der Einfluss der Religion auf die Sprache beobachten, wenn die religiösen Vorstellungen sich ändern; je einschneidender die Änderung ist, desto stärker wird

die Sprache mitbetroffen. Die neue Religion braucht nicht einmal von außen zu kommen, sich eines fremden Organs zu bedienen. Ein schönes Beispiel, wie eine auf nationalem Boden erwachsene neue Religion die Sprache in Mitleidenschaft ziehen kann, bietet die Kirchensprache Irans im Vergleich mit dem ältesten Indischen, dem Indischen der Veden. Die Sprachen stehen sich ungemein nahe, oft ist nur die Aussprache verschieden, wie man es gemeinverständlich ausdrücken würde; der literarische Stil ist teilweise der gleiche: und doch weicht nicht selten ein iranisches Wort in der Bedeutung stark vom entsprechenden indischen ab. Das indische Substantiv *dēva* kehrt, nur in etwas altertümlicherer Form, im iranischen *daēva* wieder; in Indien bedeutet das Wort „Gott" wie das lateinische *deus* und andere Verwandte; das iranische *daēva* heißt „Dämon", bezeichnet Wesen, die mit den guten Göttern in offener Feindschaft leben; für die guten Götter erscheint eine neue Bezeichnung, *baga,* das Wort, welches, von den Iraniern den Slaven übermittelt, auch den Namen für den Christengott in allen slavischen Sprachen hergegeben hat. Das gleiche Wort heißt in Indien „Gott", in Iran „Teufel": dies ist das stärkste Beispiel, nicht das einzige, für den Einfluss der persönlichen Religion Zarathuštras auf die iranische Sprache. Dem ältesten Zeugnis iranischer Sprache und Religion, einem keilschriftlichen Denkmal aus der alten Hauptstadt Kappadokiens, ist Indra noch einer der höchsten Götter, dem Avesta, der Parsenbibel, ist er ein Teufel. Auch die Personennamen haben der neuen Religion ihren Tribut entrichtet. Alle Völker lieben es, in ihren Namen, was sie hoffen und wünschen und was sie verehren, ihren Glauben, auszusprechen — im Vergleich mit den Ägyptern und semitischen Völkern sind freilich theophore Namen bei den Indogermanen spärlich —; die Namen der iranischen Dynasten in Syrien um 1400 vor Christus wie die Namen der Könige und Großen der Achämenidenzeit künden den Glauben an das *Arta* oder *Aša,* das heilige Recht, und auf den theophoren Namen *Mazdaka* in einer Liste des Assyrerkönigs Sargon gründet Eduard Meyer den Nachweis, dass die mazdajasnische Religion, die Religion der Mazdabekenner, der zoroastrische Glauben an Ahura Mazda schon im achten Jahrhundert vor Christus in Medien herrschte, bedeutend älter ist, als die kritische Stimmung unserer Tage Wort haben will. Damit

nicht genug. An ein paar Stellen der homerischen Gedichte und in einem Liede der Edda begegnet vereinzelt die Unterscheidung einer menschlichen und einer göttlichen Sprache; in der persischen Bibel ist eine ähnliche Unterscheidung in eine Art System gebracht: für geläufige Substantivbegriffe wie Kopf und Auge, Hand und Fuß, aber auch für Verbalbegriffe wie sprechen, stehen, sterben hat die priesterliche Sprache je zwei Wörter: das eine gilt für die guten, das andere für die bösen Geschöpfe. Der Dualismus der Lehre ist darin auch sprachlich ausgeprägt.

Sehen wir von dieser priesterlichen Mache ab, so hat das Christentum ähnlich auf die griechische und lateinische, aber auch auf die syrische, koptische, armenische, georgische, abessinische Sprache und auf sämtliche noch nicht genannten christlichen Sprachen Europas gewirkt, wie die Religion des Spitamiden auf die Sprache Irans. Und doch auch wieder anders: die christliche Lehre wurde überall erst aus einer fremden Sprache übersetzt; überall besteht also die Möglichkeit, dass sich mit dem Christentum zugleich fremdsprachliche Einflüsse geltend gemacht haben. Doch war diese fremde Sprache nicht überall die gleiche und sie begegnete nicht überall der gleichen Empfänglichkeit.

Es ist etwas anderes, wenn eine fremdsprachliche Kulturwelle auf eine seit Jahrhunderten bestehende Literatursprache trifft, als wenn unter ihrem Einfluss bei einem kulturlosen Volk ein Werkzeug schriftlichen Gedankenausdruckes eben erst geschaffen wird. Die große Religion des Ostens, der Buddhismus, hat die Sprache der schlimmsten Barbaren Asiens auf die Höhe der Literatur geführt, ohne der starren chinesischen Schriftsprache etwas anhaben zu können. Nicht anders steht es im Westen mit dem Christentum: der Einfluss der semitischen Muttersprache des Christentums auf die griechische Schriftsprache reicht nicht entfernt an den Einfluss des Griechischen oder Lateinischen auf germanische und slavische Idiome heran. Die Syntax der ältesten germanischen und slavischen Prosadenkmäler beginnt mit der Ausscheidung dessen, was griechisch ist oder sein kann; die neueste Ausgabe der Gotenbibel druckt mahnend den griechischen Text bei und ein Forscher vom Range Leskiens lehnt es geradezu ab, eine Syntax der ältesten slavischen Denkmäler zu geben, so stark ist der griechische Einfluss. Eine Reihe von Nominalkomposita der

slavischen Kirchensprache sind eingestandenermaßen griechischen Mustern nachgebildet wie in der lateinischen oder deutschen Poesie der klassischen Zeit; nach *θεοτόκος* entstand nicht nur lateinisch *deipara*, sondern auch slavisch *bogorodika*. Auf griechischem Gebiete kommen vor allem nur verhältnismäßig wenige Denkmäler in Frage, wenn man den semitischen Einfluss einschätzen will: das alte Testament, das schon im dritten Jahrhundert vor Christus ins Griechische übersetzt wurde, das neue Testament und ein Teil der übrigen jüdisch-christlichen Literatur. Bis ins letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat man so ziemlich alles, was diese Texte an Erscheinungen boten, die vom landläufigen guten Griechisch abweichen, als Hebraismen angesprochen; heute braucht nicht mehr besonders betont zu werden, dass fast alles sich aus der gleichzeitigen *κοινή*, der gemeingriechischen Verkehrssprache erklärt: weder die angenommenen lautlichen, noch die formellen, noch auch die syntaktischen Hebraismen des christlichen Griechisch haben die Probe bestanden, abgesehen von alttestamentlichen Texten, die mit sklavischer Treue Wort für Wort aus der Vorlage übersetzt sind. Der puristische Standpunkt gegenüber dem Bibelgriechischen ist der wissenschaftlich allein berechtigte, wenigstens so lange es sich um das rein Grammatische handelt: da kommt wirklich kaum etwas vor, was sonst aus dem Griechischen nicht zu belegen wäre. Und doch wirkt fremder Geist nicht nur im Inhalt, sondern auch in seiner sprachlichen Fassung. Die Häufigkeit von Fügungen, die im übrigen Griechischen nur ganz vereinzelt auftreten, gibt dem Stil eine besondere Färbung. Die Paronomasie, der Gleichklang, dessen Bedeutung für die semitischen Sprachen eben Reckendorf dargelegt hat, ist auch in den indogermanischen Sprachen nicht unerhört, aber doch seltener; wenn nun in der griechischen Bibel Wendungen wie *θανάτῳ ἀποθανεῖται* (er wird des Todes sterben), *ἠρωτημένος ἠρωτήθην* (gefragt wurde ich gefragt, im Effekt = ich wurde gefragt), zur Wiedergabe einer bekannten paronomastischen Ausdrucksweise des Hebräischen häufiger vorkommen als in der ganzen vorhergehenden griechischen Überlieferung, so ist damit in diesem Punkte semitischer Einfluss erwiesen. Aber die konventionelle und traditionelle Syntax wird dadurch nicht berührt, der fremde Einschlag ist an eine bestimmte Stilform gebunden. Weitere Kreise zieht das fremde Element im Wortschatz. Rohe

Entlehnung semitischer Wörter ins Griechische kommt freilich wenig vor, wie denn im allgemeinen die griechischen Literatursprachen fremde Elemente verschmähen. Der griechische Hades wird durch die hebräische Gehenna ergänzt, aber im neugriechischen Volksbewusstsein ist nur die heimische Bezeichnung lebendig geblieben. Manches Hebräische und Aramäische in der Bibel ist beabsichtigt, so gut wie das semitische Kauderwelsch der Fluchtafeln und Zauberpapyri, das für die abergläubischen Griechen ebenso verständlich war wie für uns Hokuspokus und Abrakadabra. Wohl aber hat man mit Übersetzung fremder Wörter, mit Entwicklung neuer Bedeutungsinhalte alter Wörter, die in den Dienst der neuen Religion traten, zu rechnen. Aus einem vulgären unklassischen Worte, wie *ἀγάπη*, das in gleichzeitigen profanen Quellen nicht einmal sicher belegt ist, ist, um mit Deissmann zu reden, „ein Zentralbegriff der Weltreligion" geworden, für den der klassische *ἔρως* sich wenig geeignet hätte; im spätern Profangriechischen und Neugriechischen sind freilich trotz dem Christentum *ἀγάπη* und das Verb *ἀγαπῶ* weltlicher als je. Doch haben das vertiefte Studium längst bekannter und die Entdeckung neuer Quellen gezeigt, dass man früher auch im Wortschatz mit der Etikette Hebraismus zu rasch bereit war. — Das Lateinische dankt dem Christentum hauptsächlich eine neue Schicht griechischen Lehngutes, das in vielen Fällen seine Wanderung fortgesetzt hat: *episcopus* wie *presbyter* sind griechisch; griechisch-lateinische Namen trägt das Gotteshaus in den keltischen und romanischen Sprachen, *ecclesia* und *basilica*, so gut wie die germanischen und slavischen Bezeichnungen für Kirche, nur ohne die lateinische Vermittlung, dem Griechischen entstammen.

Ein viel farbenreicheres Bild erhalten wir, wenn wir den Einfluss des christlichen Griechisch und des christlichen Latein auf den Wortschatz anderer Sprachen überblicken: die Hochsprachen der antiken Mittelmeerkultur sind ja im ausgehenden Altertum die Hauptträgerinnen der christlichen Lehre gewesen; vorab das Griechische: es ist charakteristisch, dass die griechische Übersetzung des alten Testaments vielfach auch im Orient kanonische Geltung hatte. Und dass ein Teil der christlichen Terminologie auch der westgermanischen Sprachen durch gotische Vermittlung auf griechische Quelle zurückgeht, diese Anschauung hat Kluge

jüngst wieder teilweise mit neuen Gründen verfochten. Griechisch-christlicher Einfluss reicht in einzelnen Spuren bis in die westslavischen Sprachen; stärker ist freilich der lateinisch-christliche Einschlag auch in den orthodox-slavischen Sprachen. Am greifbarsten ist die Wirkung der fremden Sprache auch hier, wenn ein griechisches oder lateinisches Wort herübergenommen wird, wie unsere Engel, Kirche, Pfaffe, Teufel, opfern, Segen; die fremden Termini können aber auch in heimischem Stoffe nachgebildet werden, wie barmherzig nach *misericors*; oder ein schon vorhandenes Wort erhält eine neue christliche Schattierung, wie Demut oder Reue. Wie weite Kreise die christliche Terminologie im Gotischen und Althochdeutschen, in den slavischen Sprachen zieht, können die eingehenden Untersuchungen hier von Weinhold und Raumer, dort von Miklosich lehren. Die christliche Terminologie der Sprachen des Nordens und Ostens ist jedoch nur ein Teil der Flut von Lehnwörtern, die sich in stets noch andauerndem Strome von den antiken Kultursprachen her über die jüngere Kulturwelt ergießt, aber ein bedeutungsvoller. Die allgemeine kulturelle Beeinflussung arbeitete dem Christentum vor; das Christentum hat mit dem Pfunde, das es erhielt, gewuchert. Wie unbedeutend nehmen sich doch die paar griechischen Wörter im nichtchristlichen Persischen aus, die ein Kenner wie Nöldeke aufgespürt hat, gegenüber der langen Reihe, die Hübschmann im benachbarten christlichen Armenischen fand. Freilich sind es im Persischen ausschließlich lediglich volkstümliche Wörter, im Armenischen auch gelehrte, die lediglich literarischem Einfluss zu danken sind. Dieser gerade ist aber durchaus christlich. Auch unter den 1100 griechischen Wörtern im Russischen, die der rührige Petersburger Sprachforscher Vasmer in seiner Sammlung vereinigt hat, trägt ein erheblicher Teil der gelehrten Entlehnungen christlichen Charakter. — Groß ist die Zahl der christlichen Personennamen in allen christlichen Sprachen: auch sie sind entlehnt, wie Johannes, übersetzt wie Gottlieb, umgedeutet wie Theodoros, Theophilos, die schon der heidnischen Zeit angehören.

Das Christentum hat der Toponomastik, den Ortsnamen, ein neues Aussehen gegeben — noch mehr vielleicht bei den griechischen Christen als bei den lateinischen; christlich sind Gruß- und Fluchformeln geworden; die gemeinsame biblische Quelle erklärt die

auffallende Übereinstimmung christlicher Idiome in einer Reihe von Redensarten und Sprichwörtern. Das Christentum wirkte aber nicht nur schöpferisch, sondern auch zerstörend: der heidnische Sprachschatz, so weit er nicht in christliche Münze umgeprägt werden konnte, verschwand oder wurde verpönt.

Die sprachlichen Wirkungen des alten Christentums haben sich in der Reformation auf einem begrenzten Gebiete wiederholt; die rätische und slovenische Bibel zum Beispiel sollen ihre deutsche Vorlage noch besser verraten als die gotische und kirchenslavische ihre griechische. Wo ein Sprachgebiet konfessionell geteilt wurde, spiegelt sich dies auch in der Sprache wieder. Bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus hat sich das katholische Süddeutschland gesträubt, die protestantische neuhochdeutsche Schriftsprache anzunehmen; die Protestanten haben mit einer Reihe von katholischen Institutionen auch den zugehörigen Sprachstoff verloren. Für die Schriftsprache belanglos, ist die Erscheinung für die Mundarten nicht zu unterschätzen. Die lärmende Karfreitagsklapper hat in unsern katholischen Mundarten eine ganze Reihe von Namen: Fabilla, Chlevele, Rafele, Ruffle, Rälle, Rãri, Rätsche, Rutte, Tabele; die protestantischen Mundarten kennen wohl oft die Wörter, aber nicht die besondere Bedeutung. Aus den protestantischen Taufregistern sind die Heiligennamen verschwunden. Freilich, wie sich das Heidentum vor dem Christentum in abgelegene Winkel der Sprache zurückzog, so lebt auch in protestantischen Mundarten da und dort in Redensarten und etymologisch verdunkelten Wörtern, natürlich auch in der Toponomastik, katholisches Wesen fort: noch heute sind die Helgenbücher die Freude unserer Kinder, wenn die Helgen auch längst keine Heiligen mehr sind, das Seelgerät, das kirchliche Vermächtnis, hielt sich bei uns, säkularisiert, bis auf unsere Tage in der Geltung eines letztwilligen Patengeschenkes; noch heute heißt bei uns eine protestantische Kirche nach dem Eckstein der römischen Hierarchie. Das intimere Leben der Mundarten bedingt jedoch noch tiefer reichende konfessionelle Unterschiede in der Sprache: in gewissen deutschen und romanischen Mundarten unseres Landes gibt es nicht nur katholische und protestantische Wörter und Wendungen, sondern sogar eine katholische und eine protestantische Aussprache, katholische und protestantische Laute.

Oft entscheidend für die äußere Geschichte einer Sprache, hat die Religion auch in der innern Geschichte der Sprachen da und dort eine Spur hinterlassen. Weit verzweigt durch Jahrhunderte und Völker ist der Einfluss der Religion auf die Sprache doch wieder nur ein Teil eines größeren Ganzen. Die Sprache ist der teils bewusste, teils unbewusste Reflex der Entwicklung der menschlichen Kultur; die Geschichte der Sprache eines Volkes steht im engsten Zusammenhang mit dessen politischer und Kulturgeschichte, mit dessen Literatur; die Sprachwissenschaft muss in engster Fühlung mit den übrigen philologisch-historischen Disziplinen stehen: wenn auch theoretisch längst anerkannt, wird diese Forderung neuerdings oft sogar noch lauter erhoben als die andere, dass der Sprachforscher in allen Fragen, welche nicht so sehr eine historisch gegebene Sprache als das Sprechen überhaupt betreffen, mit der Physiologie und Psychologie Fühlung nehmen muss. Dies sind die Forderungen, die zugleich die großen Probleme der Sprachwissenschaft ausdrücken. Dass es solche gibt, hoffe ich heute, wenn auch aus der Vogelschau, an einem Beispiele dargetan zu haben. Jede bedeutendere geschichtliche Bewegung offenbart sich auch in der Sprache; die Wirkung der Religion auf die Sprache ist nur ein Kapitel aus dem größern Problem Sprache und Geschichte, diese im weitesten Sinne genommen, aber doch der wichtigsten eines, wenn nicht das wichtigste, nicht für jede Sprache für sich, aber doch im allgemeinen.

Mit einer Einschränkung: der greifbare religiöse Einfluss auf die Sprache gehört fast überall der Vergangenheit an, vorab in den Sprachen der Kulturvölker. Überall sehen wir, wie mit der Bereicherung der Kultur über die kirchliche Sphäre hinaus auch die Sprache weltlicher wird. Nicht die religiöse Idee, sondern die Idee der Nationalität, die sich in der Sprache selbst verkörpert, hat in der Sprachengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts so gewaltig gewirkt, nicht selten sogar im Gegensatz zur Kirche; die Verteidigung der überlieferten Sprachform durch den griechischen Klerus in unsern Tagen hat Parallelen. Die Religionskämpfe früherer Zeiten sind abgelöst durch Sprachenkämpfe; nicht das religiöse Bekenntnis trennt die Menschheit, sondern die Sprache; man hört kaum etwas vom Problem einer Weltreligion, um so mehr vom Problem

einer Weltsprache. Für die Höhen der westeuropäischen Kultur mag dies gelten, ihre Sprachen dienen nicht mehr einer bestimmten Religion, sondern sind getragen von einer umfassenden weltlichen Kultur; und Sprache und Kultur heißt ein Schlagwort unserer Tage. Aber hinter der westeuropäischen Kultur steht eine andere Welt, für die auch heute noch ein anderes Schlagwort etwas mehr bedeutet als eine akademische Frage: das Schlagwort Sprache und Religion.

ZÜRICH E. SCHWYZER

□□□

SOZIALDEMOKRATIE UND GESELLSCHAFT

Eine leidenschaftslose, unbefangene Besprechung der sozialen Kämpfe gehört heutzutage zu den undankbarsten Geschäften. Der Sozialdemokratie gilt jeder, der nicht blind den verlockenden Klängen ihres Sammelhornes folgt, als blöder oder boshafter „Reaktionär". Darüber kann nun der die Achseln zucken, der zwar die berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen offen und ehrlich anerkennt, im übrigen aber die sozialdemokratische Weltanschauung, ihre unmöglichen Zukunftsideen, insbesondere ihre Stellung zu religiösen und vaterländischen Fragen, für verhängnisvolle Irrtümer hält, die sich auf einer überwundenen Stufe naturphilosophischer Erkenntnis aufbauen. Unehrlicher, ärgerlicher, törichter ist aber der geistige Terrorismus gewisser „Staatsretter", denen jedes selbständige, von ihrer Interessenpolitik und den jeweiligen Regierungsmaßnahmen zum „Schutze der Gesellschaft" abweichende Urteil eine Narrheit und ein Verbrechen ist. Wer sich nach kühler Erwägung der nun einmal gegebenen Verhältnisse, der immer klarer zutage tretenden sozialgeschichtlichen Entwicklung von einem System kleinlicher Repressalien und teuer erkaufter Augenblickstriumphe keine Erfolge verspricht, gilt diesen Leuten als unselig verblendeter „Phantast". Wer neben den Rechten seiner eigenen Klasse auch die der andern unparteiisch gewahrt wissen will und den Aberglauben abgeschworen hat, als sei der eine, größere Teil der Menschheit lediglich auf die Gnade des andern, kleineren angewiesen — ja, der muss schon mindestens „sozialdemokratisch angehaucht" sein! Wer so denkt, begibt sich logisch und sittlich des Rechtes, auch die Auswüchse der sozialen Bewegung zu bekämpfen.

□□□

Wir entnehmen diese Zeilen dem im Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienenen Buche *Aus deutscher Dämmerung, Schattenbilder einer Übergangskultur von JEANNOT EMIL Frhrn. v. GROTTHUSS,* das über deutsche politische und kulturelle Verhältnisse in vorurteilsloser Weise und trefflicher Form unterrichtet. Einige Kapitelüberschriften geben einen Begriff vom Inhalt: Im Zeichen Nietzsches. — Persönliches Regiment. — Potpourri aus Neu-Byzanz. — Klassenjustiz oder nicht? — Rechts- oder Polizeistaat? — Unabhängige Richter. — Gesellschaftsmoral. — Gesinnungskultur.

□□□